

Das Glasfiberboot transportierte eine eigenartige Ware für einen Fluss in Afrika. Es hatte Wasser geladen, Tausende kleiner durchsichtiger Wasserbeutel zu einem Viertelliter. Die schwergewichtige Händlerin fuhr die kleinen Flussdörfer ab, rief »Sauberes Wasser! Sicheres Wasser!«, ließ ihre Kunden die Beutel selbst ausladen und stopfte die Einnahmen in eine Plastiktüte.

»Bis wohin fährst du, white man?«, fragte sie mit tiefer Stimme und sah sich im Kreis der anderen Frauen um, die als Passagiere mitfahren und ebenfalls neugierig waren.

»Bis Foubiri.«

»Warum nimmst du nicht die Straße?«

»Ich will den Fluss sehen.«

Die Frauen kreischten vor Vergnügen, und die Händlerin schenkte mir einen Wasserbeutel. Auf dem Plastik stand Pure Warri Water. Ich riss ihn auf und trank. Das Wasser war lauwarm und schmeckte nach Öl.

Wir machten eine Weile unter der Brücke in Kaiama fest, wo weitere Fahrgäste zustiegen. Am Ufer hingen Jugendliche herum und rauchten Gras. Dann sog der Bootsjunge, ein halbnacktes Kind mit Sonnenbrille, an der Benzinleitung und riss an der Leine, bis das dünne Surren des Außenbordmotors ertönte. Er stieß das Boot vom Ufer ab und kurvte um ein paar abgesägte Baumstämme und ein gesunkenes Kanonenboot, das seit dem Biafra-Krieg unter der Wasseroberfläche lauerte. Frauen mit Strohhüten saßen regungslos in winzigen Einbäumen und hielten Angelruten in den Fluss. Am Hochufer fuhren vier Schulkinder auf einem Moped und winkten.

Die Gegend war dicht besiedelt. Erdtreppen gruben sich in senkrechte Böschungen, hinter denen sich Wellblechdächer drängten. An weniger steilen Stellen brachte die rote Erde Yams, Maniok und Kochbananen hervor. Der ursprüngliche tropische Regenwald war gerodet; Edelhölzer wie Mahagoni, Sapele oder die Afrikanische

Walnuss überragten nur noch vereinzelt die Dickichte aus schnell wachsenden Ficus-Sorten und Lianen, und je weiter ich nach Süden kam, desto häufiger wurden die Ölpalmen mit ihren wedelnden, farnartigen Kronen und pflaumengroßen Früchten.

Als wir an den letzten Hütten Kaiamas vorbeikamen, flogen zwei große Möwen mit dunkelgrauen Flügeln und schwarzem Rücken über uns hinweg. Ich hielt sie für Heringsmöwen, die im Winterhalbjahr auch die westafrikanische Küste aufsuchen, denn ich konnte deutlich die Hakenspitzen ihrer starken Schnäbel erkennen. Es war ein seltsames Gefühl, ihren kurzen, kräftigen Flügelschlägen zu folgen. Ich musste unweigerlich an Seeleute denken, die nach einer langen Fahrt die ersten Möwen am Himmel sahen. Ihnen kündigten sie Land an, mir den Ozean.

Das Boot legte in Okoloba an. Die Händlerin setzte sich in den Bug und trug mit einem zufriedenen Lächeln die Verkäufe in ein Heft ein. Ein kleiner Junge, an dessen Körper sich jeder Muskel einzeln abzeichnete, sprang Saltos von einem Lehmvorsprung und tauchte kreischend in den Fluss. Unter einem Wellblechdach saß die Dorfjugend und betrank sich mit Gin. Einer riss sein Hemd auf, zeigte mir die haarige Brust und schrie:

»Komm hoch! Komm hoch, white man! Ich will mit dir spielen!«

Er tänzelte und gestikuliert mit beiden Händen, wie ein Boxer, der seinen Gegner herwinkt. Sein Hinterkopf wölbte sich stark nach außen. Er rüttelte am Holzpfeiler, der das Wellblechdach hielt.

»Wir wollen essen, white man!«, schrie der Boxer.

»Ja, white man!«, schrien die anderen. »Wir haben Hunger! Gib uns was zu essen!«

»Komm spielen, Kleiner!«

Adern traten aus ihren Schläfen. Ihre Augen waren gerötet. Der Wind trug eine Ginwolke herüber. Die Frauen im Boot sahen zu Boden. Unter meiner Haut pulsierten die Ameisenbisse.

»Wo ist meine Kola?«, schrie der Boxer. »Du musst Kola bringen! Kola und Gin! Und zehntausend Naira! Weil du ein Weißer bist und auf unserem Fluss fahren darfst.«

Ich verspürte plötzlich den brennenden Wunsch, das Theraband zu traktieren, stattdessen vertiefte ich mich in mein Notizbuch.

»Schreib nichts!«, schrie der Boxer so laut, dass seine Stimme riss. »Was schreibst du da? Zum Teufel, white man, was schreibst du da? Ich hab gesagt, du sollst raufkommen, damit ich mit dir spielen kann!«

Die anderen lachten. Ich lachte nicht. Ich war froh, als der Bootsjunge kam und uns vom Ufer abstieß.

»Spielen! Spielen!«, schrie der Boxer mir nach. »Ich will mit dir spielen! Bring deine Dollars! Gib sie her!«

Wir tuckerten langsam am Ufer entlang, wo die weißen Flaggen Egbesus im Wind flatterten. Aus dem Radio hüpfte kongolesische Musik, und die Händlerin sang: »Sauberes, sicheres Wasser!« Kleine Jungen schwammen vom Ufer aus auf das Boot zu, zeigten mit dem Finger auf mich und schrien: Bum! Bum! Dann verließen wir das Ostufer, kreuzten den Fluss, und gerade als wir in einen weiteren Arm einbogen, schoss ein Schnellboot um die Biegung und raste auf uns zu. Sein scharfkantiger Aluminiumbug richtete sich auf wie ein wütendes Tier. Unter dem Kiel schäumte der Fluss. Hinter der Bordwand sah ich die Köpfe der Männer und die Spitzen ihrer Waffen.

»Piraten!«, kreischten die Frauen.

Eine jüngere sprang über Bord und kralte in panischer Angst davon. Die anderen versteckten hastig kleine Geldbündel am Körper, schoben ihre Ringe in den Mund und schluckten sie hinunter. Die Händlerin packte ihr Buchhaltungsheft und einen Stein in die Geldtüte, band sie mit einer feinen Nylonschnur zu und warf sie über Bord. Der Stein zog die Tüte sofort hinunter. Das kaum sicht-

bare Ende der Schnur klemmte sie in eine Ritze in der Bordwand. Als sich unsere Blicke trafen, sah sie zu Boden.

Das Schnellboot kam längsseits, Wellen klatschten an die Bordwand, Männer schrien und fuchtelten mit M16-Schnellfeuergewehren herum. Sie trugen Wollmützen mit Sehschlitzen oder rosarote Kopftücher und verspiegelte Sonnenbrillen. Im Bug war ein leichtes Mörsergeschütz auf uns gerichtet. Dann enterten sie das Boot. Die Frauen und der Junge hoben die Hände, gingen in die Knie und senkten die Köpfe. Ich folgte ihrem Beispiel. Armeestiefel und Badeschlappen trampelten auf und ab. Die glänzende Spitze einer Machete hielt vor mir inne, dann eine schwere Axt, dann verschwanden beide wieder. Eine schroffe Stimme brüllte die Händlerin an. Gleich darauf hörte ich einen Faustschlag landen, die Frau fiel vor uns auf die Planken und blieb benommen liegen. Ihre rechte Wange war aufgerissen und blutete.

Ich sah auf, und ein schlaksiger Mann sprang auf mich zu. Er schien der Anführer zu sein. Er trug zwei Patronengurte und eine schmutzige weiße Uniformjacke mit goldenen Knöpfen. Seine blutunterlaufenen Augen waren stark geschminkt. Ein Kopfhörer mit Schaumgummimuscheln lag um seinen Hals. Er ließ mich zuerst an Michael Jackson denken. Dann an Captain Kidd – nur ohne Augenklappe. Er drückte seine Schnellfeuerpistole an meine Schläfe. Das Metall fühlte sich hart und kalt an.

»Mein Freund heißt Mista Blow«, sagte Captain Kidd in breitem Pidgin. »Er macht fein Bum und bläst klein Hirn aus dein Kopf. Rück dein Geld raus, Ölmann!«

Er verzog das Gesicht zu einem hässlichen Grinsen. Seine Zähne hatten die Farbe ranziger Butter. Ich streckte ihm die Scheine hin, die ich in meiner Hosentasche trug – zwei Bündel lagen in meinen Schuhen. Er ignorierte das Geld und durchwühlte mein Gepäck. Ich besaß jedoch nur noch ein paar sonnengebleichte Hemden und

löchrige Socken, das Theraband, ein paar voll gekritzelte Schulhefte und einen Beutel mit Plunder: ein Krokodilzahn, eine verrostete Harpunenspitze, Hühnerfüße, eine Adlerfeder. Ein muffiger Geruch drang aus der Tasche.

»Mein Nas tut weh, Ölmann!«, brüllte Captain Kidd. »Tut richtig weh von dein Stink!«

Die Männer hielten sich die Nasen zu und stießen ihre Waffen in meine Rippen. Sie rochen nach Gin, trugen lederne Amulette und verschnürte Fellbeutel. Einer hatte mit weißer Farbe glänzende Streifen über sein Gesicht gezogen. Sie wandten sich wieder den Frauen zu und durchsuchten eine nach der anderen, zerrten an ihren Brüsten, rammten die gierigen Hände zwischen ihre Beine und zogen kleine Geldbündel aus ihren Gewändern, wie Zauberer etwas aus dem Hut ziehen. Einer von ihnen streifte mit seiner Tarnhose mehrmals das Ende der Nylonschnur, an der die Geldtüte der Händlerin hing. Sie lag noch immer am Boden. Ihr Gesicht war angeschwollen. Blut tropfte von ihrem Kinn. Sie sah mich an und lächelte grimmig.

»Hast wenig viel Geld, Ölmann«, murkte Captain Kidd gereizt, nachdem er mich abgetastet hatte. »Und das? Was ist das?«

»Delphi«, sagte ich mit zittriger Stimme. »Er kennt alle Tiere des Flusses, alle Fische, Vögel und Säugetiere. Er weiß, wie sie aussehen, was sie fressen, wie sie leben und sich fortpflanzen.«

Captain Kidd drehte den Computer missmutig in den Händen herum.

»Nichts wert!«, kläffte er, warf Delphi auf ein Bündel Taue und drückte den Lauf der Pistole fester an meine Schläfe.

Ich hielt ihm noch immer das Geld hin, doch er beachtete es nicht. Es war zu wenig. Ich konnte sehen, wie sein Gehirn arbeitete. Er ging die Varianten durch, wie aus dem verlotterten Weißen etwas herauszuholen war. Hatte ich doch noch irgendwo Geld versteckt?

Oder sollte er mich den Menschenjägern verkaufen? Brachten Albinos nicht besonders hohe Summen ein? Warum nicht entführen und Lösegeld fordern? Doch welche Ölfirma würde für mich bezahlen? Und wie lange würde er mich mitschleppen müssen? Oder sollte er gleich Mista Blow bemühen?

Ich hatte Angst, doch es war nicht dieselbe Angst wie im Moment, als sich die Hexenjägermaske über mich gebeugt hatte, nicht dieselbe Angst wie auf der Straßenkreuzung in Onitsha, nicht diese Todesangst, die körperlich schmerzte und die Glieder lähmte. Wir trieben führerlos im Nigerdelta, und Captain Kidd hielt seine Schnellfeuerpistole an meine Schläfe, doch ich war auf eigenartige Weise ruhig, fast abwesend, so als beobachte ich die Szene aus weiter Ferne. Und plötzlich hörte ich meine Stimme ein einzelnes Wort sagen, mehrmals hintereinander und so laut, dass alle es hören mussten.

»Egbesu!«, sagte ich. »Egbesu! Egbesu!«

Captain Kidd kniff die Augen zusammen, und die anderen zogen ihre Hände aus den Gewändern und sahen überrascht herüber. Selbst die Frauen starteten mich an.

»Alte-Männer-Sachen, Ölmann!«, rief Captain Kidd nach einem Moment eisiger Stille.

Doch er schien verunsichert. Ich sah in seine geröteten Augen, näherte mich seinem Ohr und flüsterte:

»Egbesu! Ich kenne alle seine Geheimnisse! Egbesu! Egbesu!«

Dann beugte ich mich hinunter und malte das geheime Zeichen des Kriegsgottes auf die Planken.

Captain Kidd ließ die Pistole sinken und trat einen Schritt zurück. Er sah mich ungläubig an. Sein Gehirn arbeitete wieder, doch dieses Mal spielte er nervös an den goldenen Jackenknöpfen. Es schien, als kreisten seine Gedanken jetzt nicht mehr um seinen Profit, sondern um ihn selbst, um seine Haut, um sein Schicksal. Dann rief er

etwas auf Ijaw, und einer der vermummten Männer riss das Geld aus meiner Hand.

»Sind arm Leute, Bruda«, sagte Captain Kidd, steckte die Pistole in den Gürtel und nahm meine Hände. »Müssen klein Leben machen. In Yenagoa sind Weiße. Bauen ein Brücke und geben dir fein Geld, damit du nach dein Land kannst.«

Dann sprangen die Piraten in ihr Schnellboot und jagten es den Fluss hinunter.

Ich ging in Foubiri von Bord. Hier stand der heiligste Egbesu-Schrein am Fluss. Ich hatte den Namen des Kriegsgottes ausgesprochen und sein geheimes Zeichen auf die Planken gemalt, und die Piraten hatten nur mein Geld genommen, mich nicht verkauft, entführt oder mit einer Ankerwinde beschwert in den Fluss geworfen. Ich wollte das Versprechen halten, das ich Sylvanus gegeben hatte.

Der Egbesu-Priester war ein spindeldürrer, alter Mann mit eingefallenem Gesicht, seine Stimme ein leises Zischeln. Sein Körper krümmte sich wie unter Schmerzen. Um ihn herum saßen die Ältesten und direkt neben ihm sein Ratgeber, ein kräftiger Mann in Wickelrock und braun kariertem Hemd, der mich in perfektem Englisch begrüßte, während er verärgert zu den Jugendlichen hinübersah. Sie hingen in tiefen Polstersofas, trugen Tarnhemden, abgeschnittene Jeansjacken und Baseballmützen. In ihren Gürteln steckten Kampfmesser.

»Leg die Geschenke hin, white man!«, brüllte einer von ihnen und schlug einen Knüppel in seine Hand. »Dann machen wir es kurz! Kurz, verstehst du?«

»Sollten wir nicht gemeinsam zu Egbesus Schrein gehen?«, fragte ich vorsichtig.

»Niemand geht zum Schrein!«, schrie er und fuchtelte mit dem Knüppel herum. »Wir müssten alle Kultmitglieder holen. Viel zu

aufwändig. Bring Kola! Bring Gin und Geld! Der Alte gibt dir seinen Segen. Und dann hau ab, white man!«

Der Priester starrte apathisch zu Boden, und der Ratgeber warf mir einen gequälten Blick zu, während die Jugendlichen auf die Alten einredeten und mich durch die Spiegelbrillen hindurch röntgten, um zu sehen, was aus mir herauszuholen war. Zum ersten Mal auf meiner Reise fühlte ich mich im Versammlungsraum eines Dorfs in Anwesenheit der Ältesten nicht sicher.

»Ich will, dass es auf traditionelle Weise geschieht!«, beharrte ich.

»Es ist die traditionelle Weise!«, drängte der Ratgeber, der zu befürchten schien, die Angelegenheit könnte außer Kontrolle geraten.

Also stellte ich die Ginflasche vor den Priester, legte die Kolanüsse daneben und zog die abgezählten Scheine zu zweihundert Naira aus der Tasche. Während ich das Geld in die Kalebasse legte, schoben die Jugendlichen ihre Sonnenbrillen auf die Nasenspitzen und reckten die Hälse, und der Takt, in dem der Knüppel in die Handfläche schlug, beschleunigte sich.

Der Priester ließ sich das Schnapsglas reichen, und seine Stimme begann zu zischeln. Die Jugendlichen hingen gelangweilt in den Sofas und rauchten, einige standen auf und unterhielten sich quer durch den Raum. Die Stimmung glich der in einer Bar. Der Ratgeber war wütend, doch er wagte nicht, etwas zu sagen. Der Priester nickte verloren, träufelte ein wenig Gin auf den Boden, kniff die Augen zusammen und trank.

»Auf die Knie jetzt, white man!«, schrie der Mann mit dem Knüppel.

Ich trat vor den Priester und kniete nieder. Er reichte mir mit zittriger Hand das Glas und sah mich an – mit einem matten, resignierten Blick, dem Blick eines alten Mannes, den die Zeit überholt hatte. Ich träufelte ein wenig Gin auf die Erde und leerte den Rest hinunter. Die Zeremonie war beendet. Als ich mit dem Ratgeber den

Pfad zum Fluss hinunterging, hörte ich die Jugendlichen im Versammlungshaus lachen.

»Du kannst nicht im Dorf schlafen, Sohn«, sagte er ängstlich.
»Wir können dich nicht schützen. In Foubiri gilt die alte Ordnung nicht mehr.«

»Die Jungen?«

»Sie kontrollieren das Dorf. Sie respektieren nichts. Nicht die Väter, nicht die Götter. Sie würden in die Hütte eindringen, in der wir dich unterbringen. Sie würden ...«

»Schon gut.«

»Sprichst du Französisch, Sohn?«, fragte er plötzlich.

Ich nickte erstaunt.

Wir verließen den Pfad und traten in seine Hütte ein. Er verschwand in einem Nebenzimmer, kam mit einer alten Ausgabe des *Paris Match* zurück und blätterte nervös in der Zeitschrift, bis er die gesuchte Doppelseite mit der Abbildung eines Gemäldes fand. Es zeigte ein eigenartiges Wesen, das vom Meer an den Strand gespült worden war, eine Art Meerjungfrau die jedoch nicht wie in den Mythen aus einem Fischschwanz und einem weiblichen Oberkörper bestand, sondern – genau ins Gegenteil verkehrt – aus dem Kopf und dem Rumpf eines Fisches, der von den Hüften abwärts im nackten Körper einer Frau auslief.

»Was ist das, Sohn?«, fragte der Ratgeber erregt. »Ich möchte deine Meinung hören!«

»Es ist das Werk eines belgischen Malers«, sagte ich wie ein kleiner Junge, der auch einmal sein Wissen anbringen durfte. »Sein Name ist René Magritte. Er hat beziehungslose Dinge nebeneinander gestellt, um unser Vertrauen in das Gewohnte und Alltägliche zu zerstören. Mit seiner Kunst wollte er uns verwirren, uns wissen lassen, dass wir nichts wissen, damit wir wieder über die Rätsel der Welt staunen können.«

»Dieser Belgier ist ein Dummkopf«, sagte der Ratgeber und schnalzte mit der Zunge. »Es ist nichts Verwirrendes an seinem Bild. Wir sehen solche Dinge oft im Fluss. Die Geister, sie verändern ihr Aussehen. Mensch, Fisch, Schlange. Sie verwandeln sich, wann immer sie wollen.«

Wir saßen im Nigerdelta und unterhielten uns über Magritte, einen Mann, der die Ansicht vertreten hatte, auf der Suche nach dem Sinn der Dinge gebe es viele Wahrheiten, und der am absoluten Wert wissenschaftlicher Gesetze zweifelte, als bereite es ihm Unbehagen, sich mit einer Welt abzufinden, die erklärt und festgelegt ist. Er maß dem, was ist, nicht mehr Bedeutung bei als dem, was anscheinend nicht ist. Sehen wir, was wir denken? Oder denken wir, was wir sehen? Zeitgenossen, die glaubten, seine Bilder interpretieren zu können, pflegte er zu antworten: »Sie haben mehr Glück als ich.« Er war zweifellos ein interessanter Mann. Er soll zum Papst gesagt haben, er wolle die Unterwäsche der heiligen Maria sehen.

»Dieser Maler, dieser Magritte«, sagte der Ratgeber plötzlich. »Er muss diesem Juju begegnet sein, dieser Fischfrau. Mich interessiert, wo er sie getroffen hat. Ich will wissen, wo dieser Juju lebt, was er für Kräfte hat. Deshalb habe ich dir die Zeitschrift gezeigt.«

»Tut mir Leid, ich ...«

»Sieh dir dieses Bild an!«, unterbrach er mich und nahm ein Porträt Christi mit Dornenkrone vom Lehmsims. »Jesus Christus! Hättest du ihn so gemalt?«

»Wohl kaum.«

»Weil du ihn nie selbst gesehen hast! Sein Bild ist überall gleich! Wie erklärst du dir das?«

Auch Magritte hätte Jesus Christus nicht so gemalt, dachte ich. Er malte eine Pfeife und schrieb dazu, es sei gar keine Pfeife. Und tatsächlich: Seine Pfeife war keine Pfeife, sondern nur das Bild einer Pfeife. Nichts ist, wie es auf den ersten Blick scheint. Magrittes Ge-

danke kam mir plötzlich sehr afrikanisch vor, und doch lief seine Philosophie hier zum Teil ins Leere. Weil das Surreale am Niger gar nicht surreal ist, sondern ganz normal.

»Ich werde dir sagen, warum alle Bilder von Jesus Christus gleich aussehen, Sohn«, sagte der Ratgeber, als er keine Antwort auf seine Frage erhielt. »Jemand hat den Herrn selbst gesehen und ihn gemalt. Alle späteren Bilder gehen auf dieses Original zurück.«

9

Es war ein leises Klicken. Kein Klicken, wie es das Entsichern einer Waffe verursacht, und nicht das zusammenstoßender Billardkugeln. Feiner, metallischer. Es knisterte, und im Straßenlärm von Yenagoa ging es beinahe unter. Dennoch hörte ich es deutlich, als der Mann aus der Bank kam und an mir vorüberging. Ich drehte mich nur nach ihm um, um mich zu versichern, dass ich es intuitiv richtig eingeordnet hatte – und tatsächlich: Der Mann hatte einen Aktenkoffer mit Handschellen an sein rechtes Gelenk gefesselt.

Ich dachte gerade, dass in Südamerika niemand den linken Gehweg benutzen würde, wenn er etwas Wertvolles in der rechten Hand trug, als ein Moped an mir vorbeiraste. Der Beifahrer zog ein Buschmesser, schlug dem Mann mit einem einzigen Hieb die Hand ab und fing in derselben akrobatischen Bewegung den Aktenkoffer auf. Dann gab der Fahrer Gas, und das Moped verschwand hinter der nächsten Ecke.

Alles war sehr schnell gegangen, und der Mann schien nicht zu begreifen, schien keinen Schmerz zu spüren, keinen Verlust. Er sah sich verwirrt um, hob seinen rechten Arm und starrte auf das Blut, das in zwei Fontänen herausspritzte. Dann klappte er zusammen.

Ich war als Erster bei ihm. Die Hand war am Gelenkansatz abgetrennt, sauber wie bei einer Amputation. Der Mann wimmerte. Menschen drängten sich um uns.

»Einen Arzt!«, schrie ich, neben ihm kniend. »Ist ein Arzt hier?«

Doch die Leute sahen nur entsetzt und gelähmt auf uns herunter. Einige lachten. Ein junger Mann in einem Trainingsanzug versprach, einen Krankenwagen zu rufen. Erste-Hilfe-Lektionen schossen mir durch den Kopf: keimfreies Material, Druckverband, die Lebensfunktionen. Ich hielt den Arm des Mannes mit einer Hand hoch und drückte mit der anderen die zuführende Schlagader ab, doch das Blut ließ nicht nach. Sterile Binden, saubere Tücher! Ich kniete in einer Blutlache, auf einer afrikanischen Straße. Ich würde keinen Druckverband anlegen können. Er verblutet! Er verblutet dir unter den Händen! Schockzustand, Kreislaufversagen! Die Wunde unter keinen Umständen mit der Hand berühren! Unter keinen Umständen!

Der Mann stieß einen tiefen Seufzer aus und sah mich an. Seine Augen waren grün und voller Vertrauen. Ich griff in die Wunde, zog an den Zipfeln der Arterien und drückte sie zusammen, so gut ich konnte, um die Blutung zu verlangsamen.

»Der Krankenwagen!«, schrie ich und suchte nach dem Mann im Trainingsanzug. »Wo bleibt der Krankenwagen?«

Die Melodie des Lieds kam mir in den Kopf, des Lieds, das ich selbst erfunden hatte. Nur die Melodie. Einweghandschuhe, klang es in meiner Melodie, während das Blut über meine nackten Hände strömte. Einweghandschuhe, immer dabei, ja. Aids, surrte es. Südlich der Sahara mehr als vierundzwanzig Millionen HIV-positiv. Vierzig Millionen Aidswaisen am Ende des Jahrzehnts, surrte es in meiner Melodie. Arbeitnehmer sterben aus, Wirtschaften brechen zusammen, Staaten zerfallen – surr-surr –, jeder zehnte erwachsene Afrikaner hat das Virus im Blut, surrte es, surrte, und ich drückte noch immer verzweifelt die Arterien zusammen. Abbinden, mit einer Dreiecktuchkrawatte – der Gedanke daran ließ mich hysterisch aufheulen –, Stoffstreifen, Hosenbein, Plastiktüte ...

Ich sah mich um. Nichts, nichts. Ich ließ die Arterien wieder los und wühlte in meiner Tasche. Wo bist du? Wo bist du, wenn man dich wirklich braucht?

Ganz unten, es lag ganz unten. Ich wickelte das grüne Theraband doppelt um den Oberarm des Mannes, arbeitete mechanisch wie ein Roboter, sumnte meine Melodie und achtete darauf, dass das Band breit genug war und nicht einschnitt, verknotete es, schob die Harpunenspitze durch den Knoten und drehte sie, bis sich das Band festzog und die Blutung zum Stillstand kam.

»Wie viel Uhr ist es?«, schrie ich schweiß- und blutüberströmt. »Uhrzeit! Die Uhrzeit!«

Ich merkte sie mir und prüfte den Puls. Er ging schnell und war kaum fühlbar. Der Mann atmete weitgehend normal, doch seine Haut war kalt. Schweißstropfen standen auf seiner Stirn.

»White man!«, flüsterte er schwach. »White, white man! White, white, white ...«

Ich lockerte seine Krawatte, legte seine Beine hoch und deckte ihn mit meinem Leintuch zu. Der Mann mit dem Trainingsanzug kniete plötzlich neben mir. Er nickte, der Krankenwagen würde bald kommen. Ich bat ihn, dem Verletzten gut zuzureden und auf Puls und Atmung zu achten, dann schüttelte ich meine Notizbücher aus dem wasserdichten Beutel, drängte mich durch die Menge und rannte die Straße hinunter, auf der das Moped verschwunden war.

Die Hand lag gleich hinter der Ecke auf einer staubigen Nebenstraße. Sie schien unversehrt. Sie blutete kaum – nicht mehr als ein Hühnerkopf, der nach dem Opfer im Sand lag. Ich beugte mich hinunter und hob sie auf. Es war wie im Spiel, das wir als Kinder gerne mochten. Wir gaben uns die Hand, und der andere ließ sie los. Doch es war kein Spiel. Die Hand war echt, sie fühlte sich kalt und tot an. Ich legte sie in den wasserdichten Beutel und verschloss ihn, und während ich Eis aus dem Getränkeschrank eines Händlers kratzte,

um sie zu kühlen, dachte ich an den Matrosen, der vor Feuerland mit seiner Hand in die Fischsäge geraten war. Ich erinnerte mich sogar noch an seinen Namen. Er hieß Paolo Maomi. Wir hatten die Hand damals auf Eis gelegt, und die argentinischen Spezialisten hatten sie nach mehr als vierundzwanzig Stunden wieder angenäht. Maomi konnte später sogar mit ihr schreiben.

Ich rannte zurück und löste das Theraband für einen Moment, damit der Arm des Mannes durchblutet wurde und keinen Schaden nahm. Eine halbe Stunde später traf die Polizei ein und gleich darauf der Krankenwagen. Die Sanitäter nahmen den Mann und seine Hand mit. Die Menge zerstreute sich. Ich füllte ein Protokoll aus. Dann ging ich die Straße hinunter. Ich war erschöpft, wollte mich nach einem Hotel umsehen. Ein Wagen hielt neben mir, die Scheibe wurde heruntergekurbelt.

»Lass mich raten!«, sagte ein Weißer mit deutschem Akzent und sah auf meine blutverschmierten Kleider. »Deine Frau ist abgehauen, und du wolltest dich umbringen.«

»Badeferien«, sagte ich. »Bin auf dem Weg zum Meer.«

Er legte eine Plane auf den Beifahrersitz, und ich stieg ein. Er hieß Werner und hatte eine schmerzhaft Art, die Hand zu drücken. Er klang, als komme er aus dem Ruhrgebiet.

»Du kannst hier nicht einfach so herumlaufen, Kollege«, sagte er und ließ die Reifen quietschen. »Die Ijaw pusten sich gegenseitig weg. Seit die Ölmultis und die Straßenbauer hier sind, ist der Quadratmeter Sumpf ein Vermögen wert. An jeder Palme klebt ein Preisschild.«

»Und zu welchem Verein gehörst du?«

»Zeig ich dir gleich, Kollege.«

Yenagoa sah aus, als sei es eben erst aus dem Dschungel gehauen worden. Wir führen an Baustellen, Betonskeletten und Sandbergen vorbei. Hinter den Wellblechhütten ragte der protzige Gouver-

neurspalast auf. Ein halbnackter Junge balancierte ein junges Panzerkrokodil auf dem Kopf. Werner riss das Lenkrad herum – seine Art, von der Hauptstraße abzubiegen –, holperte über eine pockennarbige Straße und legte am Ufer eines Creeks eine Vollbremsung hin. Als die Staubwolke sich verzogen hatte, erschien vor uns eine schwimmende Stadt. Sie flimmerte in der Hitze wie eine Fata Morgana. Wir passierten schwer bewaffnete Sicherheitskräfte und gingen über Decks mit klimatisierten Wohncontainern, eigener Strom- und Wasserversorgung, Funkraum, Fitnessstudio, Satellitenfernsehen, Kantine, Bar.

»Wenn du es bisher nicht geschafft hast, dich umzubringen, klappt das in Yenagoa zwar auch nicht«, sagte Werner, »aber ich schau trotzdem mal, ob wir nicht einen Container für dich haben.«

Nach einer Weile kam er zurück und führte mich in mein Zimmer: weiches Bett, warmes Wasser, Dusche, Toilette – alles für mich alleine.

»Hier bist du sicher!«, sagte er, zog die Tür hinter sich zu und rief von draußen durch das Fenster: »Und jede Menge kühles Bier!«

Ich hatte seit Wochen in keinen Spiegel gesehen, und jetzt erschrak ich bei meinem Anblick. Nicht wegen des Bluts, das an mir klebte, sondern wegen meines Gesichts. Es schien mir fremd. Die Haut war tiefbraun, die Wangenknochen traten hervor, und das Haarbüschel, das der Egbesu-Priester bei meiner Initiation übrig gelassen hatte, stand in alle Richtungen. Ich duschte ausgiebig und schlief ein paar Stunden. Am Abend gab es ein kleines Fest zu meinen Ehren. Auf dem Achterdeck waren Gartenmöbel aufgestellt, Lichterketten hingen um die Reling. Ein Koch mit gestärkter Chefmütze grillte Steaks und Weißwürste. Auf dem Buffet türmten sich Vollkornbrot, Käse, verschiedene Salate und Soßen, extrascharfer Löwensenf. Ich kam mir vor wie im Kino. Ich sah mir einen absurden Film an und spielte die Hauptrolle.

»Damit du mal was Vernünftiges zwischen die Zähne kriegst, Kollege!«, sagte Werner und stellte mich den Technikern und Ingenieuren vor, die auf dem Hausboot wohnten.

»Ich habe mich an Fufu gewöhnt«, sagte ich und gab ihnen nacheinander die Hand.

Dann verdrückte ich zwei Portionen Fleisch, Nudelsalat, drei Stücke Ananaskuchen mit Schlagsahne und trank vier Gläser Weißbier – und bekam später entsetzlichen Durchfall.

»Ich habe siebzehn Kinder!«, behauptete Werner, der sich an diesem Abend flüssig ernährte.

Er wischte sich den Bierschaum vom nachlässig geschnittenen Oberlippenbart. Sein vernarbtes Gesicht glänzte rötlich.

»Peru, Bolivien, Venezuela, Zwillinge in Japan und Thailand, Kongo, Sierra Leone, Botswana. Und das sind nur die, von denen ich weiß. In Angola haben sie mir sieben Kugeln verpasst. Im Irak bin ich von den Kurden entführt worden. Ich sag euch, mir macht keiner mehr was vor!«

Die anderen gähnten. Sie bauten draußen bei Tombia eine Brücke und saßen seit Monaten jeden Abend auf dem Achterdeck, tranken und erzählten sich immerzu dieselben Geschichten. Sie kannten sie auswendig.

»Was war denn heute wieder auf der Baustelle los, Werner?«, rief der pausbackige Holländer, der hinter der Bar Musik auflegte.

»Ich erwische also diesen Ijaw, wie er Betonsäcke klaut«, sagte Werner gereizt und zapfte sich ein weiteres Bier. »Ich lasse ihn einen Entschuldigungsbriefschreiben, und einen Tag später erwische ich ihn wieder. Ich sage ihm, dass ich für seine Entlassung sorgen werde. Und wisst ihr, was er macht?«

Wir sahen ihn gespannt an.

»Er zieht seinen Colt und schießt mir vor die Füße, schießt mir einfach vor die Füße. Jeder von denen trägt eine Waffe, sag ich euch,

und wenn ihnen was nich passt, pusten sie dich weg. Oder sie schneiden dir was ab. Mir wollten sie schon an die Hände, an den Kopf, sogar an mein Ding. Ich hab die Nase voll, gestrichen voll.«

»Er ist einer von der harten Sorte«, flüsterte mein Tischnachbar, ein hagerer Däne mit Vollbart. »Eines Tages wird ihn das alles umbringen.«

Nach dem Essen gingen wir an die Bar. Die Rückwand war mit Holz verkleidet – Nut und Fuge –, eine Fototapete zeigte einen Bergsee in den Alpen, auf einem Absatz standen Fußballpokale. Es sah aus wie im heimischen Partykeller. Der Holländer legte Seemannslieder auf. Wir machten die Schnäpse aus dem Rheinland durch. Der Däne erzählte von seiner Tochter, die als Schiffstechnikerin in Cancún arbeitete, und ein Schweißer aus Bremerhaven behauptete gerade, Rio de Janeiro sei die schönste Stadt der Welt, als eine junge Afrikanerin den Ausgang heraufschwebte. Sie trug Plateauschuhe und eine fast durchsichtige weiße Bluse. Sie ging direkt auf Werner zu, rieb ihren Körper an ihm und knabberte an seinem Ohr. Er verscheuchte sie wie eine lästige Fliege. Sein Ohrläppchen war jetzt mit kirschrotem Lippenstift verschmiert. Die Afrikanerin saugte an ihrer Cola. Alle Männer – außer Werner – starrten auf ihren Hintern. Auf dem Creek quakten Frösche, und das Wasser lag da wie zähflüssiges Öl, auf dem der zunehmende Mond wogte. Am anderen Ufer schimmerten die Wellblechdächer der Lehmhütten aus dem Busch. Dort war kein Licht zu sehen.

»In Ajaokuta, um das Stahlwerk, da wo es auch so ein bisschen gefährlich war«, begann Werner wieder, »fahre ich eines Nachmittags aus der Stadt, und weiter vorne biegt ein Pick-up ein. Auf der Ladefläche sitzen drei Männer und ein Mädchen. Ich kannte es. Es war vielleicht zwölf Jahre alt, trug immer dasselbe zerfledderte rote Kleid. Es war verrückt, warf mit Steinen, kratzte sich die Haut blutig und so.«

Er schüttete einen Mirabellenschnaps hinunter.

»Der Pick-up fährt also langsam vor mir her, und mir kommt das gleich irgendwie komisch vor. Wenn du eine Weile in Nigeria bist, dann entwickelst du eine Antenne für so was.«

Noch ein Schnaps.

»Jedenfalls sind meine Alarmleuchten rot, und als ich zum Überholen ansetze, tritt einer der Männer das Mädchen mit dem Fuß von der Ladefläche. Genau vor meinen Wagen. Ich hatte das irgendwie gerochen und bin gerade noch ausgewichen, sonst hätten diese Wilden mich gehabt.«

Er goss sich ein großes Glas ein und trank den Schnaps wie Wasser.

»Du hast meine Tochter totgefahren. Du hast die Wahl zwischen einer Million Naira und deinem Schlaflied. So lief das in Ajaokuta, Kollegen. So läuft das überall hier. Ich sag euch, ich bin jetzt dreißig Jahre unterwegs und war zweimal mit einer Schwarzen verheiratet. Aber Nigeria ist das Allerletzte!«

»Ich bin am Stahlwerk von Ajaokuta vorbeigefahren«, sagte ich, während der Holländer *An der Nordseeküste* auflegte und noch eine Runde Bier brachte. »Es war gespenstisch. Ist das Werk stillgelegt?«

»Das Motto heißt: Wie bescheißt man einen Neger?«, sagte Werner, verschränkte die Arme auf der Theke und ließ den Kopf hängen. »Oder: Wie bescheißt der Neger sich selbst? Da stellen die ein Stahlwerk für zehn Milliarden Dollar mitten in die Pampa. Ich komme aus dem Ruhrpott, Kollege, aber so ein Werk hab ich noch nie gesehen. Und das Ding dabei: Da wird kein Stück Stahl produziert.«

Es ging gar nicht um Stahl, wie sich herausstellte, sondern darum, wie sich alle Beteiligten am besten die Taschen füllen konnten. Die Nigerianer erfanden irgendein Großprojekt und vergaben den Auftrag an die ausländische Firma, die am meisten Schmiergeld

zahlte. Bei jeder Auftragsvergabe flossen astronomische Summen auf die Privatkonten korrupter Politiker. Irgendein Konzern zog dann irgendein Projekt durch und kassierte Erdölmilliarden dafür. Ob das Stahlwerk dann auch produzierte oder ob Straßen und Brücken auch tatsächlich benutzt wurden, war nigerianischen Politikern wie ausländischen Konzernen völlig egal. So flossen die Erdölgelder in die Industrieländer, und die einfachen Leute saßen weiterhin in ihrer Strohütte. Ihnen blieben nur abgeholzte Wälder, tote Flüsse und verseuchtes Land.

Als das Fest zu Ende war, konnte Werner nicht mehr alleine gehen. Ich stützte ihn gemeinsam mit der Afrikanerin. Er war schwer und schwabbelig.

»Wenn ich nach Deutschland komme, weiß ich gar nicht, was ich denen erzählen soll«, lallte er, während er endlos über die Reling pinkelte und wir ihn dabei festhielten, damit er nicht über Bord ging. »Die leben in ihrem Einfamilienhaus mit gepflasterter Einfahrt, Garage, Pergola, Komposthaufen. Samstags mähen sie ihren Rasen und pusten das Unkraut mit der Giftspritze weg. Ne, Kollege, das ist nich mein Ding. Mir wird schlecht, wenn ich dran denke. Länger als eine Woche halt ich das nich aus, dann muss ich zurück nach Afrika.«

Die Kunsthaarperücke der Frau verrutschte, als wir ihn die Treppe hinunterhievten. Sein Holzfällerhemd riss unter der klatschnassen Achsel.

»Seit dreißig Jahren unterwegs«, stammelte Werner und verfiel in ein Wimmern. »Kolumbien, Jemen, Pakistan, was weiß ich wo. Aber irgendwo zu Hause sitzen! In Wanne-Eickel im Pott! Sich gegenseitig die Kaffeekanne über den Tisch reichen! Mit einer Frau, die dir was bedeutet! Das hat was!«

»Geh schlafen, Werner!«, sagte ich, kramte in seiner Hosentasche nach dem Schlüssel und öffnete die Tür.

»Kannste dein ganzes Leben lang durch die Welt irren, sag ich dir, aber das, das findest du nirgends«, wimmerte er, blieb mit der Schulter am Türrahmen hängen, taumelte und fiel auf sein Bett wie ein Zementsack. »Schau mal die Kleine hier. Ein bisschen nett vögeln. Dann kocht sie was, wir essen – vielleicht glotzen wir fern. Wir haben nichts gemeinsam. Sie ist eine Angestellte auf Zeit. Wenn sie mich beklaut oder mit wem anderem rummacht, sag ich: »Pass mal auf, du«, sag ich, »wenn das nich in Ordnung kommt, hau ich dir die Kokosnuss runter.««

Die Frau lagerte seinen Kopf behutsam auf dem Kissen, dann zog sie ihm die Schuhe aus und fuhr mit einem kühlen Waschlappen über sein abgekämpftes Gesicht. Sie lächelte und küsste ihn liebevoll auf die Stirn. Erst jetzt fiel mir auf, wie jung sie war.

»Und wenn ich alt bin und nich mehr selber löffeln kann, Kollege«, schrie Werner, als ich schon in der Tür war, »dann füttert sie mich, und vielleicht putzt sie mir noch den Hintern. Und wenn mir das alles zu dumm wird, sag ich, und das sag ich nich nur dir, das sag ich jedem«, schrie er mir nach, »wenn mir das alles zu dumm wird, dann hol ich die Knarre aus dem Schrank und puste mir in irgendeinem Negerdorf den Schädel weg.«

Es gab nur ein Krankenhaus in Yenagoa, doch ich kannte den Namen des Mannes nicht, und so dauerte es eine Weile, bis ich das richtige Zimmer fand. Er lag im Bett und kaute auf einem fasrigen Zweig. Sein Arm lag in einer Schlaufe und endete in einem verbundenen Stummel.

»White man«, sagte er, als ich die Mangos auf den Nachttisch stellte. »White, white man.«

»Ihre Hand«, sagte ich unbeholfen. »Es tut mir Leid ...«

»Gott hat es für mich getan!«, entgegnete er und starrte auf die Bettdecke. »Denn Gott ist groß! Gott ist so groß!«

»Ich verstehe nicht recht«, sagte ich verwirrt. »Was hat Gott für Sie getan?«

»Und wenn dich deine rechte Hand zum Bösen verführt, dann hau sie ab und wirf sie weg!«, rezitierte er mit der Stimme eines Predigers. »Denn es ist besser für dich, dass eines deiner Glieder verloren geht, als dass dein ganzer Leib in die Hölle kommt – Matthäus 5, Vers 29.«

Ich sah ihn irritiert an.

»Ich bin Contractor«, sagte er und starrte mit wässrigen Augen aus dem Fenster, wo sich ein Gewirr aus Baugerüsten erhob. »Ich vermittele Ijaw-Arbeiter an die Firmen der Weißen. Ich verlange zwanzigtausend Naira von meinen Brüdern, danach einen Teil ihres Monatslohns. Ich bin ein Sklavenhalter, verstehen Sie? Doch Gott wollte nicht, dass ich in der Hölle schmore. Deshalb hat er meine Hand für mich abgehackt!«

Ich schwieg.

»Ich werde nie mehr richtig beten können«, seufzte er plötzlich, und Tränen rannen über seine Wangen.

Als er sich wieder beruhigt hatte, zog er die Schublade auf und reichte mir die Harpunenspitze. Dann nahm er das gewaschene Theraband heraus und drückte es fast zärtlich mit der gesunden Hand.

»Darf ich es behalten?«, fragte er.

»Natürlich«, sagte ich.

Der Fluss roch nach Algen, Öl und Exkrementen, als die letzten Passagiere nach Brass Island an Bord gingen und der schwerfällige, tief liegende Kahn eine gute Stunde vor Tagesanbruch ablegte. Die Pumpe erbrach schlammiges Wasser in den Brass River; ein totes Kalb mit geblähtem Bauch trieb auf. Der Kapitän, ein verschwitzter kleiner Mann mit kräftigem Hals, stieß einen volltönenden Laut